



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## Universitätsbibliothek Paderborn

**Luise Hensel**

**Binder, Franz**

**Freiburg, 1885**

19. Das letzte Jahr in Aachen. Erholungscur auf dem Lande. Rücktritt vom Lehramt. Frau v. Fisenne. Dr. Alertz. (1832 - 1833.)

**urn:nbn:de:hbz:466:1-27634**

oft besuchte; später kam sie nach Frankreich. Clara Fey gründete die Genossenschaft der Schwestern „vom armen Kinde Jesu“ zu Aachen; Franziska Schervier die der „Franziskanerinnen“, Clara Schervier die „vom guten Hirten“. Lauter Gemeinschaften, welche herrlich gediehen und weithin segenverbreitend wirken. Pauline von Mallinckrodt endlich wurde Stifterin und Generaloberin der Genossenschaft der „Schwestern der christlichen Liebe“ zu Paderborn. Als sie im Jahre 1850 dieses Werk begründete, gab sie ihrer vormaligen Lehrerin und nunmehrigen Freundin alsbald Nachricht davon, weil sie versichert sei, daß Luise den herzlichsten Antheil daran nehme: „Sind Sie es doch, die den Keim alles Glückes in meine Seele niedergelegt haben.“

So ist Luise Hensel Vielen zum Leitstern ihres Lebens geworden. Wahrlich, die Dichterin hat Recht:

„Mehr ist ein Segen, als zehntausend Kronen!“

(Annette v. Droste.)

### Das letzte Jahr in Aachen.

Erholungscur auf dem Lande. Rücktritt vom Lehramt.

Frau v. Fisenne. Dr. Alerx.

Mit der Hebung der Anstalt hatten sich auch die Ansprüche gemehrt, die an Luises Leistungsfähigkeit gemacht wurden. Allmählich aber mußte sie wahrnehmen, daß sie ihrer physischen Kraft zu viel zugemuthet habe. Da die eigentliche Vorsteherin kränklich war, fiel „fast die ganze Last der Arbeit und Verantwortung“ auf ihre Schultern<sup>1</sup>, und im Eifer treuer Pflichterfüllung wollte sie lange nicht beachten, daß ihre Gesundheit Schaden leide. Im Beginn der dreißiger Jahre fing sie aber ernstlich an zu kränkeln, und zwar, wie sie nun wol selbst erkannte, „aus Uebermaß an Arbeit“ und Mangel an Er-

<sup>1</sup> Nach einer eigenhändigen Aufzeichnung von L. Hensel.

holung. Es schien sich ein Hals- oder Brustleiden zu entwickeln, und auf ärztliche Anordnung ward sie am 24. Mai 1831 zu einer Erholungscur auf das Land geschickt. Sie zog sich auf einen einsam gelegenen Bauernhof in der Nähe von Burtscheid zurück, „um vierzehn Tage fern vom Geräusche der Welt, losgebunden von ihren täglichen Pflichten, zu leben“<sup>1</sup>.

Die Ruhe und die stille Abgeschlossenheit in der ländlichen Natur bekamen ihr wohl, und es gefiel ihr dort so gut, daß sie den Versuch im folgenden Jahr wiederholte. Auch auf ihr Gemüthsleben wirkte die Einsamkeit erquickend ein. Die Naturfreude erwachte wieder und half der Einsiedlerin manche friedliche Stunde auf Wegen und Stegen, in Feld und Wald verschönern. Sie liebte ja gerade den Frühling ganz besonders. Die ersten Frühlingsblumen hatten für sie „immer etwas überaus Rührendes“. Lerchenlieder und Tannenduft im Sonnenschein dünkten ihr gar „köstliche Berausungsmittel“, und die kindliche Herzensfreude an einem verborgenen und heimlich belauschten Vogelneste ist ihr bis ins Alter verblieben. In einer Felschlucht hatte sie sich einen Sitz zurecht gemacht, in der Nähe einer hohen Buche, die sie mit Epheuranfen umzog und in deren Rinde sie den Namen Jesu eingeschnitten hatte. Das war ihr Lieblingsplätzchen<sup>2</sup>.

Es muß ein poetischer Schimmer über diesem ländlichen Aufenthalt geschwebt haben, weil sich die Erinnerung daran so lange frisch erhielt. Denn noch am späten Lebensabend kommt sie auf diese Einsiedelei und die „angenehme Verbannung“ auf dem Bauernhof zu sprechen, in einem Briefe an Schlüter vom Jahre 1875 — dem letzten der von diesem veröffentlichten Sammlung. Dort erzählt sie:

„In den letzten zwei Jahren (der Aachener Zeit), wo meine

<sup>1</sup> Tagebuch S. 369.

<sup>2</sup> Vgl. Tagebuch S. 378. 385. 387. Dazu Briefe an Schlüter 45. 69. 249.

Gesundheit wankte und sich ein drohendes Lungenleiden einstellte, wo mir das laute Sprechen, zuweilen auch das Flüstern selbst eine Unmöglichkeit war, schickte mich der Arzt zu einer drei- bis vierwöchigen Ausruhe aufs Land. Jeder Besuch war verboten, auch die Unterhaltung mit der guten Bäuerin, die mir dreimal des Tages frisch gemolkene Milch zu reichen hatte, bestand nur in einem freundlichen Kopfnicken. Der einsame Hof lag wunderschön und still abseits auf einem kleinen Hügel. Mir war unbeschreiblich wohl in der grünen Einsamkeit, wo ich mir vornahm, mich allein mit Gott zu beschäftigen; aber da spielte mir meine Naturliebe manchen Streich. Wenn ich zwischen Hecken oder Gesträuch ging, um zu beten, mußte ich bald dieses, bald jenes Thierlein, das mir nahe kam, betrachten, vorzüglich mußte ich Vogelnester suchen, um mich daran zu erfreuen. Vor Allem aber interessirte mich eine kleine Felsenschlucht, aus der ich mir durch umgewälzte Steine einen bequemen Sitz gemacht hatte. Da gab's aber Mancherlei zu thun und zu sehen, und aus der höhern Betrachtung und dem Beten ward nicht viel. — Zweimal bin ich dort gewesen; — als ich später einmal wieder in Aachen war und die Gegend meiner angenehmen Verbannung aufsuchte, war leider aus der kleinen reizenden Schlucht ein Steinbruch geworden.“

Die Besserung in ihrem Befinden war nicht von Dauer, und die Besorgniß ihrer Freunde wuchs<sup>1</sup>. Der Ausspruch „angesehener Aerzte“, die sie zu Rathe zog, reifte in der Kranken endlich im Sommer 1832 den Entschluß, die Stelle in Aachen niederzulegen. Durch eine unerwartete und ihrer

<sup>1</sup> Im März 1832 äußert sich die Gräfin Stolberg ganz bestürzt über die Nachrichten von ihrem Zustand und bittet die Freundin inständig, in den Ostertagen sich eine Vakanz zu machen und zu ihr und ihrer Tochter Paula nach dem stillen Jttlingen (bei Steinfurt) zu kommen. „Sie so anhaltend, so sehr leidend zu wissen, ist schmerzlicher, als ich es sagen kann, meine geliebte Luise“ (21. März, aus Jttlingen).

Ueberzeugung nach schädliche Maßnahme der städtischen Schulcommission zu Aachen, welche unter dem 30. Juni des genannten Jahres die beiden untern Klassen der Schule aufzuheben für gut fand, wurde die Ausführung dieses ihr so schwer gewordenen Entschlusses noch beschleunigt. „Ich wurde genöthigt,“ erzählt sie, „ganz gebrochen an Kräften, meine Stelle niederzulegen, und hatte das auch schon erklärt, bevor die Veränderung mit der Schule vor sich ging, die nach meiner Ueberzeugung den Ruin der Anstalt herbeiführen mußte, indem die städtische Schulbehörde die beiden untern Klassen aufhob, damit eine andere Schule (St. Stephan) dadurch mehr bevölkert werden sollte. Die untern Klassen waren nicht eigentlich meine Sache; aber ohne dieß Fundament mußten die beiden Realklassen in der Luft schweben, und so war ich dagegen gewesen.“<sup>1</sup>

Im Juli 1832 erhielt Fräulein Hensel von der städtischen Behörde ihre Entlassung. Die trocken bureaukratische Art und Weise, wie dieselbe — nach einer fünfjährigen ehrenvollen und erfolgreichen Thätigkeit — ins Werk gesetzt wurde, empfand sie als eine Kränkung, die sie lange nicht verwinden konnte. Sie fühlte sich „im Gemüthe recht krank und verwundet“, schreibt sie an Professor Chr. Schlüter, mit dem sie eben erst in diesem Jahr in Correspondenz getreten war, und in dessen Familienkreise sie wenige Monate zuvor bei einem Besuche in Münster „liebe Stunden“ verbracht hatte. „Ach! wie flüchtig sind alle Freuden auf Erden! Ich war so froh in Münster und ahnte nicht, welch' bittere Stunden meiner hier schon warteten. Doch wie Gott will! Er wird mir ertragen helfen, was er sendet. — Es bieten sich mir jetzt verschiedene Lebenswege dar; Gott zeige mir den rechten; ich vermag noch nicht, ihn zu erkennen. Bis gegen Ende dieses Monats (August) werde ich noch hier bleiben; wenn mein Uebelbefinden sich aber nicht bessert, so denke ich, auf vierzehn Tage hier in der Nähe aufs Land zu gehen;

<sup>1</sup> Aufzeichnungen von E. Hensel (bei Meinkens S. 222—223).

eigentlich mehr, um für meine Seele Ruhe zu gewinnen, als um Körperkräfte zu sammeln. Gott wird mir in dieser Zeit vielleicht Seinen Willen, auf dessen Erfüllung ja doch nur Alles ankommt, deutlicher zu erkennen geben. Denn in der Einsamkeit redet Gott zum Herzen." (Aus St. Leonhard, 12. August 1832.)

Die Abgeschiedenheit auf dem Lande, in der ihr so vertraut gewordenen Einsiedelei, that auch dießmal ihre guten Dienste, und zu weiterem Troste kam die bewährte Freundin A. Diepenbrock von Koblenz herbeigeeilt, diese Einsamkeit für einige Wochen mit ihr zu theilen. Das war wieder ein schönes erquickliches Zusammenleben der beiden harmonischen Seelen. Da ward auf gemeinsamen Wanderungen, auf denen Luise der Freundin ihre traulichen Lieblingsplätzchen in Wald und Flur zeigen konnte, über die Zukunft berathen. Die geliebte „Appel“ blieb bis Ende August. Nach ihrer Rückkehr schrieb sie aus Koblenz<sup>1</sup>:

„Meine geliebte Luise! wie sind wir nun wieder so weit von einander — dießmal war mir die Trennung von Dir ganz besonders schwer. Unsere Reise (hieher) war recht schön, obgleich mir das Herz schwer; in Köln war ich am andern Morgen mit Euch im Gebet vereinigt, o! wenn wir diese Gemeinschaft nicht hätten, wie schwer würde dann oft das Leben sein. Des Nachmittags gegen 4 Uhr, noch jenseits Andernach, schaute ich aus dem Wagen, und der gute Vater stand auf der Chaussee freundlich grüßend und winkend; das war eine rechte Freude. Ich mußte viel von Dir erzählen und unserm schönen Zusammenleben . . . Für all die Liebe, die Du mir jeden Augenblick erwiesen, Du liebe treue Seele! habe ich Dir so wenig gedankt, mit gerührtem Herzen thue ich es noch jetzt. Gott lohne Dir Alles! Ich denke mich Dir so gerne (zur Seite) auf den grünen Wiesen wandelnd, oder zum lieben

<sup>1</sup> Am 3. September 1832.

Quellchen, und begleite Dich im Geiste; es war schön dort, liebe Luise, und Gottlob für mich nicht ohne Nutzen.“ Nach Jahresfrist kommt die gute Appel in freudig dankbarer Erinnerung nochmals auf diese gemeinsam verlebten Wochen in ihren Briefen zurück: „Ich gedenke noch so oft der schönen Tage in Burtscheid und Aachen, und der schönsten auf dem Bauerngute! — sie gehören zu denen in Dülmen und Wiedenbrück, die mir, so lange ich lebe, unvergeßlich bleiben.“

Was nun? Die erschöpften Kräfte waren noch nicht so weit hergestellt, um einer neuen Berufsthätigkeit gewachsen zu sein. Luise Hensel richtete ihre Augen nach Berlin, wo Mutter und Bruder nach ihr verlangten. Sie wollte gleich dahin abreisen, ließ sich aber durch die Bitten einer frommen bejahrten Dame, deren Tochter ihr befreundet war, Frau von Fisenne, bewegen, den Winter noch bei ihr in Aachen zu verbleiben. Es war ein Opfer, welches Luise der alten Aachener Dame brachte, die, seitdem ihre Tochter ins Kloster der Carmeliteffen zu Lüttich getreten war, sich sehr vereinsamt und gedrückt fühlte; eben weil es ein Opfer war, glaubte Luise in dem Ansuchen einen höheren Wink zu erkennen. So verließ sie nun den 11. September<sup>1</sup> ihre ländliche Einsiedelei, und kehrte nach Aachen zurück, wo Frau von Fisenne in der Adalbertstraße wohnte.

Als im Spätherbst mehrere Cholerafälle in der Stadt vorkamen, ließ sich Luise Hensel es nicht nehmen, einige Kranke zu pflegen und in der Folge für die hinterlassenen Waisen eine Sammlung von Geld und Naturalien zu veranlassen, welche sie im Verein mit dreizehn andern Damen in den Pfarreien

<sup>1</sup> „Morgen acht Tage,“ schreibt ihr zur Ermuthigung A. Diepenbrock am 3. Sept., „begleite ich Dich (im Geiste) gegen Abend zur Frau v. Fisenne. Der Herr geht auch mit, und wer könnte uns da schaden?! Nur muthig ans schwere Tagewerk! Der Gang des Herrn zum Kreuze war schwerer und Er ging ihn für uns! Gott segne und tröste Dich!“

der Stadt in's Werk setzte. Beim Auffuchen der Waisen und Hilfsbedürftigen in ihrem Distrikt zog sie sich aber durch Erkältung ein nervöses Fieber zu, das die Hilfsreiche selber für längere Zeit auf das Krankenlager warf. — Nach ihrer Genesung hatte sie die Freude, Frau von Fisenne mehrmals nach Lüttich zu begleiten, wo sie im Carmelitesen-Kloster mehrere liebe Freundinnen — unter ihnen namentlich Schwester Augustine, die Wittwe eines preussischen Majors — und an der Oberin eine herzliche Gönnerin hatte. Ihr Name stand dort noch lange im besten Andenken.

Als der Winter vorüber, war ihre Aufgabe in Aachen vollendet, und damit eine nahezu sechsjährige, arbeitsreiche und gesegnete Epoche in ihrem Leben zum Abschluß gekommen.

In die Aachener Zeit fällt noch ein Vorkommniß persönlichster Natur, durch welches Luisens Standhaftigkeit noch einmal auf eine ernste Probe gestellt wurde. Ein hervorragender Mann und Arzt in geehrter Stellung warb um ihre Hand. Clemens August Merz, ein Sohn der alten Krönungsstadt, geboren den 31. Januar 1800, bekleidete die Stelle eines Kreisphysikus in Aachen, war auch Hausarzt bei St. Leonhard und genoß in allen Kreisen ein wohlverdientes Ansehen. Ausgezeichnet durch Wissenschaft und Herzensgüte, in Gesinnung und Charakter tadellos, hatte er sich auch die Hochachtung und persönliche Werthschätzung Luise Hensels erworben. Es war im Januar 1832, als „der liebenswürdige, edle und schöne Mann“ — so lauten ihre eigenen Worte — ihr „das süßeste Lebensglück anbot“<sup>1</sup>. Die besondern Umstände des Anerbietens und persönliche Zuneigung machten ihr die Entschliebung nicht leicht, und daß ihre Entscheidung nicht ohne inneren Kampf vor sich gegangen, ist aus der Thatsache zu erkennen, daß sie die Frage auch dem Kaplan Hensing und dem Pater Wüsten,

<sup>1</sup> Tagebuch S. 390; vgl. 379.

ihren vormaligen geistlichen Berathern, vorlegte. Indesß der Vorsatz der Entsagung behielt, wie in den frühern Fällen, die Oberhand, und da auch um dieselbe Zeit die Aufforderung an sie gekommen, ihre Kraft dem Krankendienst in einem zu gründenden Hospital in Paderborn zu weihen, so erklärte sie dem edlen Freunde: sie beharre bei ihrem „Entschlusse, Jungfrau zu bleiben und dem Heiland in seinen Leidenden zu dienen“<sup>1</sup>.

Der Paderborner Plan, dem zuliebe Luise sogar einen an sie ergangenen Ruf nach Berlin, „als Vorsteherin der ersten Töchterchule des Landes“ einzutreten, abgelehnt hatte, kam damals nicht zur Ausführung — aber dem Dienst der Nächstenliebe blieb auch ihr ferneres Leben gewidmet.

## 20. Wieder in Berlin.

(1833—1836.)

**Im Hause des Bruders. Die Familie Mendelssohn. Der Freundeskreis. Tod der Mutter. Brentano.**

Im Frühjahr 1833 rüstete Luise Hensel zur Abreise. Die alte Mutter in Berlin verlangte dringend nach der geliebten Tochter, von der sie nun bald vierzehn Jahre getrennt lebte, und die sie in der Zwischenzeit nur einmal in Schlesien gesehen hatte.

Frau Hensel war mit ihrer Tochter Wilhelmine im Jahre 1831 von Schlesien wieder nach Berlin gezogen, um in der Nähe des Sohnes zu sein, der bald nach seiner Rückkehr aus Italien sich mit Fanny Mendelssohn, der Schwester des Componisten Felix Mendelssohn, verheirathet hatte und seit Anfang

<sup>1</sup> Dr. Merk's späteres Geschick ist bekannt. Im Jahre 1836 führte ihn die Berufung Gregors XVI. nach Rom. Er wurde Leibarzt des Papstes und blieb auch nach dessen Tod als consultirender Arzt des ihm freundschaftlich geneigten Papstes Pius IX. in der ewigen Stadt, wo er am 10. Nov. 1866 starb.